

Sepp LINHART: *Japanologie heute. Zustände – Umstände*. Beiträge zur Japanologie Bd. 31. Wien: Institut für Japanologie der Universität Wien, 1993. 184 S., öS 200,00.

Besprochen von Lisette GEBHARDT

Das Wort vom „Japanologie *Bashing*“ wurde vor kurzem geprägt (HIJIIYA-KIRSCHNEREIT 1994: 9–11). Es ist eine Reaktion auf Stimmen, die im Zuge der allgemeinen Kritik an den Geisteswissenschaften auch der Japanologie mangelnde Effizienz vorwerfen. Selten ist der Undank, den man dieser Disziplin entgegenbringt, mit solcher Treffsicherheit zurückgewiesen worden wie in dem genannten Artikel. Auf eine Beschuldigung folgt in Japan häufig die zerknirschte Offenbarung des Angeschwänzten, die seine Beweggründe bis hin zu privaten Umständen enthüllt und dem Gegenüber, auf Versöhnlichkeit bedacht, einsichtig zu machen sucht. Der Japanologe tendiert, wenn er zu einer öffentlichen Selbstdarstellung aufgefordert wird, bei seiner Innenschau zu ähnlicher Rhetorik, und so gerät der japanologische Krisendiskurs manches Mal zu einem „Selbstentblößungsritual“.¹

Nimmt man die veränderten Bedingungen für die Japanologie während der letzten Jahre zur Kenntnis – etwa die stark anwachsende Zahl der Studierenden und das Bedürfnis nach einem ausgedehnteren Lehrangebot –, ist es sicher sinnvoll, Bestandsaufnahmen anzugehen. Seit Anfang der 80er Jahre finden sich vermehrt Beiträge von Fachvertretern, die einzelne Institute und ihr Wirken vorstellen. Andere kommentieren unter verschiedenen Aspekten die gegenwärtige Entwicklung der Japanologie. Nach Klaus KRACHTS 1990 veröffentlichter Studie „Japanologie an deutschen Universitäten“ liegt seit Herbst 1993 mit Sepp LINHARTS „Japanologie heute: Zustände – Umstände“ eine zweite Analyse der deutschsprachigen Japanologie in Form einer Monographie vor.

LINHARTS „Zustände und Umstände“ zeichnet das Bild der Japanologie nicht ganz so düster, wie dieser unheilswangere Untertitel vermuten läßt. Wie auch bei Kracht bleibt die japanologische Selbstkritik jedoch nicht aus. Eingehend erörtert LINHART intime Probleme: die schwierige Lage der Lehre, Engpässe bei der personellen Ausstattung, die Förderung von Nachwuchswissenschaftlern, Probleme der interkulturellen Kommu-

¹ So lautet der gleichnamige Titel einer wichtigen literaturwissenschaftlichen Studie der Japanologin Irmela HIJIIYA-KIRSCHNEREIT, die sich der autobiographisch geprägten Gattung des sogenannten „Ich-Romans“ (*watakushi shōsetsu* oder auch *shishōsetsu*) widmet.

nikation und die Beeinflußbarkeit der Japanforschung durch ihre Geldgeber. LINHART gesteht, daß es für vieles noch keine Lösungen gibt. Die Japanologen müßten deshalb bereit sein, eine grundlegende Debatte um ihr Fach zu führen.

Das Buch ist eine Zusammenstellung von acht größtenteils aktuellen Beiträgen des Verfassers zu Aspekten der Japanologiediskussion (1979, 1980, 1987, 1989, 1990, 1992, 1993). Die Aufsätze waren bisher in verschiedenen Bänden, zum Teil auf englisch oder japanisch, publiziert. In Vorbermerkungen bespricht LINHART den gegenwärtigen Stand der Dinge. Zwei kurze Miszellen schließen den Band. Vier Tabellen und Abbildungen zeigen graphische Darstellungen, die das Verständnis der Thesen noch erleichtern (etwa zu „Die Forschungssituation nichtjapanischer Japanforscher“, S. 148).

Das erste Kapitel des Bandes mit der Überschrift „Zustände“ liefert Einblicke in die gegenwärtige Lage und in den Werdegang des Fachs. LINHART äußert sich in „Gibt es eine teutonische und eine austriazistische Japanologie“ (S. 13–34) zunächst zur Diskussion des nationalen Zugangs des Japanforschenden, an der sich unter anderen Harumi Befu, Josef Kreiner und Jan van Bremen beteiligen.² Schwerpunkte legt LINHART auf die Beschreibung der österreichischen Japanologie („Japanforschung in Österreich von 1975 bis 1993“, S. 37–78) und der sozialwissenschaftlichen Ausrichtung innerhalb der Japanforschung („Deutschsprachige sozialwissenschaftliche Forschungen über das gegenwärtige Japan: eine Bestandsaufnahme“, S. 89–107).

Im einleitenden Artikel „Glanz und Elend der Japanologie“ (im Original 1992 erschienen, S. 3–12) meldet LINHART, der sich trotz der Expansion des Fachs skeptisch gibt, grundlegende Zweifel an seiner Effizienz an, die augenscheinlich der oben charakterisierten japanologischen Rhetorik verpflichtet sind:

Warum verspüre ich als Japanologe dann trotz alledem ein gewisses Unbehagen an der gegenwärtigen Lage? Ist es nicht wunderbar, unter Hinweis auf die Bedeutung Japans immer mehr Stellen, immer mehr Mittel fordern zu können? Ist es nicht schön, von japanischen Stiftungen und Firmen mit Zuwendungen rechnen zu können? Ist es nicht herrlich, kein solches Orchideenfach mehr zu sein, wie es die Japanologie in den fünfziger und sechziger Jahren war? (S. 4).

Danach wirft der Verfasser fünf Thesen auf, die im zweiten Teil „Umstände“ noch näher ausgeführt werden. LINHARTS fünf Thesen kennzeichnen die Misere des Japanologen und lauten (S. 5–8):

² Siehe BEFU und KREINER (1992).

1. Die Bedeutung der Japanologie ergibt sich aus der wirtschaftlichen Bedeutung Japans in der Gegenwart und nicht aus der kulturellen Bedeutung Japans in der Vergangenheit oder in der Gegenwart.
2. Mit der Förderung der Japanologie sind von seiten der Förderer Erwartungen verbunden, die nicht unbedingt den Erwartungen der Japanologen entsprechen.
3. Die tatsächliche Tätigkeit der Japanologen wird sowohl im Inland als auch in Japan gering eingeschätzt.
4. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Japanologie nehmen nicht den ihnen gebührenden Rang in der Wissenschaft insgesamt ein.
5. Die Japanologen kümmern sich zu wenig um die großen Fragen der Wissenschaft. Sie nehmen an der wissenschaftlichen Diskussion kaum teil.

Die Lösungsvorschläge sind (S. 8–10):

1. Wir sollten zu dem stehen, was wir machen.
2. Es sollten eigene Studiengänge für eine „praxisbezogene Japanologie“ eingerichtet werden, die einen Großteil der Japanologiestudenten aufnehmen sollten.
3. Japanologie als Kulturwissenschaft sollte sich als solche deklarieren.
4. Die Japanologie braucht mehr Selbstbewußtsein und muß ihre Leistungen besser verkaufen.
5. Wir sollten selbst unsere Forschungsprioritäten setzen und uns diese nicht von außen aufzwingen lassen.

Im zweiten Teil „Umstände“ unterzieht LINHART die Rolle des Japanologen einer noch genaueren Betrachtung und ruft zur Selbstanalyse auf („Der ausländische Japanforscher in einer veränderten Welt“, S. 111–132):

Ich möchte noch einmal betonen, daß wir für eine gesunde Entwicklung uns zunächst darauf konzentrieren müssen, unsere eigene Disziplin zu untersuchen. Wir brauchen so etwas wie Pierre Bourdieus *Homo academicus* für die Japanforschung, eine sorgfältige Untersuchung des *homo Japanologicus* (S. 131).

Weil der *homo Japanologicus* als ein Zeitgenosse forscht, müsse er stets die Faktoren bedenken, die seine Studien beeinträchtigen könnten:

Der ausländische Forscher wird bei seinen Forschungen sowohl durch die Tatioe-Foundation, durch Watanabe-sensei, durch Frau und Herrn Suzuki als auch durch Edith Cresson beeinflusst (S. 124).

Auch andere sehen neben LINHART die besondere Gefährdung der japanologischen Existenz. Wolfgang SCHAMONI meint pessimistisch:

Man kann nur hoffen, daß diejenigen, die den beschriebenen Drahtseilakt ausführen müssen, unter diesem Druck nicht vom Seil purzeln (SCHAMONI 1994: 17).

Als ein zentrales Problem stellt LINHART den Umgang mit dem „Forschungsobjekt“ dar. Seiner Auffassung nach hat dieses oft nur die Förderung eines positiven Japanbildes im Sinn. Von japanischer Seite würden fast nie die wissenschaftlichen Leistungen des Japanologen bewertet, er erfahre bloß die persönliche Klassifikation als pro- (*shinnichika*) oder antijapanisch (*hannichika*) (S. 6). LINHART fragt sich deshalb im Artikel „Kritische und unkritische Japanologie“ (S. 153–170): „Was ist ein kritischer Japanologe?“ (S. 156). Der Artikel entstand anlässlich einer polemischen Bewertung des Wiener Instituts als Hochburg antijapanischer Propaganda durch einen japanischen Journalisten, der allerdings einer Sekte angehört und nicht als repräsentativ für die japanische Meinung über westliche Japanologien angesehen werden kann. LINHART beruft sich im weiteren auf Harumi BEFU, der bestätigt, „daß Japaner es nicht mögen, wenn Ausländer derartige („kritische“; A. d. V.) Forschungen betreiben“ (S. 159). Sollte man also von japanischer Seite nicht gern gesehene Forschungsthemen, z. B. „Studien über die Einzigartigkeit der Japaner“, über den „*tennō*-ismus“, den „japanischen Militarismus“, das „japanische Verhalten im internationalen Handel“ und „Untersuchungen über soziale Probleme in Japan“ (S. 159) aussparen? Dem redet LINHART selbstverständlich nicht das Wort, doch er führt Gründe an, aus denen sich mancher dazu veranlaßt sehen könnte. Während Klaus KRACHT das Faktum der Förderung von japanischer Seite als nicht allzu bedeutungsvoll relativiert (KRACHT 1990: 32–33), geht LINHART verstärkt auf die zwischenmenschliche Ebene ein. Oft fühlt der Japanologe, der von persönlichen Kontakten in Japan abhängig ist, die ihm die Türen öffnen, den Drang zur Selbstzensur in sich. In „Der ausländische Japanforscher in einer veränderten Welt“ (S. 111–132) formuliert LINHART es so:

Aber wir müssen uns der verschiedenen Einflüsse bewußt sein, denen wir durch unsere Beziehungen ebenso ausgesetzt sind wie durch den finanziellen Druck bzw. die bloße Existenz verschiedener Stiftungen. Meistens wirken diese Einflüsse auf einer unbewußten Ebene. Watanabe-sensei wird uns niemals vorschreiben, etwas zu tun oder zu unterlassen, aber er wird uns wahrscheinlich regelmäßig Ratschläge und Anleitungen für unsere Forschungen erteilen [...] und da Watanabe-sensei für uns sehr wertvoll ist, werden wir ihn niemals vor den Kopf stoßen, indem wir zu weit vom Weg abgehen, den er uns vorgezeichnet hat (S. 123).

LINHART wünscht, daß der Japanforscher die Beziehung zu seinem Forschungsobjekt in dieser Hinsicht überdenke. Ein gesundes Emanzipationsstreben, wie es LINHART hier einzufordern sucht, sollte für jeden Wissenschaftler aber ohnehin eine Selbstverständlichkeit sein, denn es ist nicht eigens zu betonen, daß man in eigenen Ländern ebenso Einflüssen ausgesetzt sein kann, die die Objektivität beeinträchtigen. Eventuell würde sogar im Fall Watanabe ein anderer japanischer Kollege dazu raten, sich von dem allzu vereinnahmenden Mentor zu befreien. Das Netz sozialer Verpflichtungen ist eng in Japan, aber, wie anderenorts auch, nicht undurchlässig.

Es ist LINHART ein Anliegen, dem produktiven Dialog mit den japanischen Partnern Wege zu ebnen. Aber er räumt ein, daß der Umgang mit dem japanischen Mitmenschen, der als Kollege, Gönner und Informationslieferant in Erscheinung tritt, nicht immer einfach ist.³ Der Verfasser nennt ein Beispiel, das verdeutlicht, welchen Frustrationen der Japanologe im zwischenmenschlichen Bereich ausgesetzt sein kann:

Ein japanischer Germanist, der eine Gruppe japanischer Musiker nach Wien begleitete, erläuterte mir das Programm dieser Gruppe in einem Brief im voraus folgendermaßen: „*Akikaze no kyoku*: *Akikaze* ist auf Deutsch der Herbsthauch, *Kyoku* bedeutet ungefähr Melodie und *no*, wie Sie wissen, etwa von“. Immerhin traute mir mein japanischer Germanistikkollege nach einer 27jährigen Beschäftigung mit Japan und der japanischen Sprache zu, zu wissen, daß *no* etwa von bedeutet! (S. 6).

Solches widerfuhr auch schon einem so bekannten Japanologen wie Donald Keene, der seinerseits nur nachsichtig lächelte. Mißstimmungen entstehen auf beiden Seiten, weil die interkulturelle Kommunikation scheinbar noch längst nicht den Grad an Selbstverständlichkeit erreicht hat, wie er für eine ergiebige Zusammenarbeit nötig wäre. Auf ähnliche Weise reflektierte Peter ACKERMANN kürzlich betroffen:

Wodurch kommt eigentlich das oft zitierte „lack of communication“ mit japanischen Menschen zustande? Es könnte ein subjektiver Eindruck sein, aber oft überkommt einen das Gefühl, daß sich trotz des ganzen Aufwandes an Japanforschung und Japanvermittlung die Menschen nicht unbedingt näher kommen. Soll man sich als Japano-

³ Diesen Bereich behandelt etwa J. V. Neustupny, auf den sich LINHART verschiedentlich bezieht. Von NEUSTUPNY liegt z. B. vor *Communication with the Japanese* (Tōkyō 1987). Interessant dazu sind auch die Beiträge von HIJIIYA-KIRSCHNEREIT (1988), ACKERMANN (1990, 1993), SCHNEIDER (1994) und TSUJI (1987, 1993).

loge von dieser Frage nicht ganz besonders angesprochen fühlen, auch wenn sie theoretisch im Rahmen einer Forschungsaufgabe von untergeordneter Bedeutung sein mag? (ACKERMANN 1994: 5).

Wenn sich der Japanologe der Gewissensprüfung unterzogen und eingehend darüber nachgedacht hat, wie er in Zukunft den verschiedenen Anforderungen gerecht werden kann, macht er sich vielleicht eines der Krachtschen Persönlichkeitsmodelle für diesen Berufsstand auf seiner Suche nach Profil zu eigen. KRACHT sieht unterschiedliche Nuancierungen in der Aufgabenstellung eines „Übersetzers“, „Gelehrten“, „Intellektuellen“ und eines „Lehrers“ (KRACHT 1990: 23–24). Eventuell wird dem Japanologen nun auch klar, welchen Standpunkt er in seinen Forschungen beziehen soll. LINHART überlegt sich dazu:

Es ist zu bedenken, ob nicht gerade ein gemäßigter eurozentrischer wissenschaftlicher Standpunkt der Japanologen fruchtbarer ist, weil der japanozentrische sowieso von vielen japanischen Kollegen eingenommen wird (S. 145).

Diesem Gefestigten sei der Tanz auf dem japanologischen Kongreß wieder erlaubt. LINHART konstatiert in der Miszelle „Der Kongreß tanzt“:

Ich glaube aber, daß wir von jetzt an diese Kongresse richtig nützen, die dabei zur Sprache kommenden Japanforschungsthemen auf wichtige Bereiche beschränken und so zum gegenseitigen Verständnis zwischen Japan und Europa und zur Lösung gemeinsamer Probleme beitragen müssen (S. 178).

Eine Einigung über die „Beschränkung auf wichtige Bereiche“ ist nicht leicht zu erzielen. Warum nicht einmal ein Kongreß zum Phänomen des Aneinandervorbeiredens von Japanern und Japanologen? Da dies offenbar als ein Problem empfunden wird,⁴ sollte man darüber diskutieren. Mancher Japanologe leidet an seinem Status als ewig „Außenstehender“. Über die enttäuschte Liebe des Japanologen zu Japan ließe sich genauso wie über die des japanischen Germanisten zu Deutschland viel erzählen. Ein wenig schwingt dies in der abschließenden Miszelle „Einige Anmerkungen zu Sonoda Hidehiros ‚Japanforschung als Inlands- und Auslandsforschung‘“ mit. Der Verfasser zweifelt daran, ob es weiterführt, eine Dichotomie der Inlands- und Auslandsforschung zu Japan zu erstellen, die wie ein Echo auf das *uchi* (innen) und *soto* (außen)-Konzept der japanischen Gesellschaftsstruktur klingt, denn es gibt zum Beispiel:

⁴ Siehe dazu die Bemerkungen Hikaru TSUJIS (1993: 4).

[...] viele Nichtjapaner, die seit vielen Jahren in Japan leben und als Japanforscher aktiv sind. In vielen dieser Fälle bildet Japan die Grundlage ihres Lebens. Kann man dann wirklich sagen, daß Japan für sie, bis sie dort sterben, ein „Ausland“ ist? (S. 179).

Enggefaßte Kategorien müßten also aufgebrochen, Freiräume, die kreative Energien begünstigen, erschlossen werden. LINHART erhofft sich am Ende größere Varietät und Toleranz:

Meiner Meinung nach sollte man in der Zukunft die Japanforschungen ‚fuzzy‘, vielseitig, in verschiedensten Formen betreiben. Sowohl bewußt betriebene als auch unbewußt vorgenommene Japanforschungen, Japanforschungen von Japanern, Ausländern und Personen, die nicht in diese Kategorie passen, – wenn möglichst viel Japanforschung in verschiedenster Form betrieben wird, wenn sie von immer mehr internationalen und interdisziplinären Forscherteams betrieben wird, so scheint mir das für die Japanologie am wünschenswertesten (S. 183–184).

Frei schwebend im Aufwind einer japanologischen Chaostheorie steuern die Japanologen von nun an auf revolutionäre Erkenntnisse zu, mit dieser Forschungsmethode endlich dem Objekt der Forschung angemessen.

Sepp LINHARTS „Japanologie heute. Zustände – Umstände“ ist ein engagierter Beitrag zur Diskussion um die Lage des Faches, der sich der Frage nach der Bedeutung der Japanforschung in den Zeiten eines sich verändernden Japanbildes annimmt.

Wer ein besonderes Interesse an der Japanologie in Österreich hat, wird hier auf Information zu diesem Thema stoßen (S. 37–88), denn LINHARTS Beobachtungen lassen zahlreiche Details erfahren. Der Verfasser bezieht sich meist auf die eigene Praxis, und so fällt das Hauptgewicht der Studie naturgemäß auf die sozialwissenschaftliche Richtung innerhalb der Japanforschung. Hier erweitert LINHART den nationalen Rahmen auf die „Bundesrepublik Deutschland einschließlich Westberlins“, die „Deutsche Demokratische Republik“ (der Aufsatz stammt aus dem Jahr 1979), „Österreich und die Schweiz“, und er widmet sich einer Analyse der „Deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Forschung über das gegenwärtige Japan“ (S. 89–107). Enthalten ist eine kurze Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der japanbezogenen sozialwissenschaftlichen Forschung seit Beginn dieses Jahrhunderts (S. 90–96), die die Nützlichkeit einer Geschichte des Faches Japanologie – bislang fehlt sie noch – deutlich macht.

Da die Originalfassungen an ein internationales, vorwiegend englischsprachiges Publikum gerichtet waren, knüpfen viele Argumente an die überseeische, etwa in der USA geführte Diskussion an (z. B. S. 116–126).

Um ein noch genaueres Bild der im deutschsprachigen Raum derzeit vorherrschenden Stimmung zu erlangen, wäre es hilfreich gewesen, wenn der Verfasser, im Hinblick auf den Rezipientenkreis, verstärkt gegenwärtige Ansichten aus Deutschland und der Schweiz berücksichtigt hätte. Ein aktueller Aufsatz, der die Schwerpunkte der Japanforschung in den benachbarten Ländern (etwa Schweiz, Niederlande, Belgien, Frankreich, Italien, England) und ihre Entwicklung skizziert, wäre eine willkommene Bereicherung gewesen.⁵

Die Besonderheit des Bandes liegt in den persönlichen Einsichten des Autors, der sich zur Subjektivität seines Zugangs schon in der Vorbemerkung erklärt. Es ist LINHART gelungen, dem Leser die Pein eines Forschungsstandes vor Augen zu führen, dem man eindeutig zu viel abverlangt. Pointiert könnte man die mißliche Lage, die er beschreibt, folgendermaßen kennzeichnen: Eine undankbare, wenn nicht gefährliche Aufgabe ist es, sich heute mit Japan zu befassen – das Forschungsobjekt, das zugleich als Geldgeber in Erscheinung tritt, fordert seinen Tribut, die Wirtschaft erwartet Japanspezialisten, die Studierenden wollen eine erweiterte Lehre, und einen wichtigen wissenschaftlichen Beitrag sollte man ebenfalls leisten. Wer würde vergleichsweise von einem Slawisten Prognosen für Wirtschaft und Politik erwarten, ohne daß die slawistische Institution mit einer entsprechenden Ausstattung versehen worden ist, die solche richtungsweisende Äußerungen erlauben würde. Einer japanologischen „Dienstbeflissenheit“ (KRACHT 1990: 9), die die Konsumentenhaltung „verschiedener Kreise, die aufgrund der allgemeinen Weltlage ein Interesse an Japan entwickelt haben“ (HIJYA-KIRSCHNEREIT 1994: 9), schnell zu befriedigen sucht, erteilt auch LINHART eine Absage. Mit Beispielen, die den Leser gewiß amüsieren, schildert er, wie der Japanologe zusätzlich von japanischer Seite in die Enge getrieben wird. Zuweilen hätte dem Autor die Besinnung auf Punkt 4 seiner „Lösungsvorschläge“ gut getan.

Als eine der zentralen Aussagen des Bandes bleibt die Aufforderung nach Selbstanalyse festzuhalten, die LINHART in den Begriff einer „Soziologie der Japanforschung“ (S. 112) faßt. Sicher ist es zweckmäßig, sein Tun kritisch zu überprüfen, Zugang und Methoden zu hinterfragen. Aber ob es sich lohnt, ein Psychogramm des *homo Japanologicus* zu erstellen, ist zweifelhaft. Bei der verhältnismäßig geringen Anzahl der deutschsprachigen Japanologen wäre eine wissenschaftlich-objektive Untersuchung dieses Personenkreises wohl nicht angemessen, eher böte sich der Schlüsselroman an. Also doch wieder ein „Selbstentblößungsritual“ mit psycho-

⁵ Einen Überblick zur Entwicklung der Japanologie in den Niederlanden, England und Frankreich geben BEFU und KREINER (1992: 71–170). Siehe auch KREINER 1993.

hygienischer Funktion? Im großen Rahmen beweist man sich vielleicht doch lieber durch seine Arbeitsergebnisse, von denen die Kritiker der Japanologie profitierten, würden sie sie zur Kenntnis nehmen. Ab und an tut ein Blick auf die eigenen Schwächen, wie ihn LINHART ansetzt, jedoch gut. Die Schwächen des Japanologen, der sich seinem Forschungsobjekt verbunden fühlt und im Dialog (zu dem er aufgrund seiner sprachlichen Kompetenz meist auch fähig ist) mit ihm zu Erkenntnissen gelangen will, können sich gegebenenfalls auch als Stärken erweisen. Vorausgesetzt, er verzettelt sich nicht – und davor will LINHART warnen – in Gesten einer falschverstandenen Rücksichtnahme. Die Ausführungen zum zwischenmenschlichen Bereich, die in den Texten einen relativ breiten Raum einnehmen, können als Beitrag zur Problematik interkultureller Kommunikation verstanden werden. Explizit, etwa unter Bezugnahme auf Sekundärliteratur, äußert sich der Autor dazu aber nicht.

LINHARTS Aufsätze zur Lage der Japanologie und des Japanforschers bieten dem Leser die Möglichkeit, authentische Einblicke in ein Fach zu gewinnen, über das zu sprechen vielleicht zu oft Außenstehenden überlassen wurde. Kracht nennt es einen „sympathischen Zug“ (KRACHT 1990: 26) des Japanologen, daß er eine „öffentliche Selbstdarstellung“, wie sie medienversierte Personen gern betreiben, im allgemeinen scheut. Sympathisch an LINHARTS Beitrag ist, daß er die Problematik des Japanologen unverstellt zum Ausdruck bringt. Liest man neben dem Band KRACHTS Studie von 1990 und die neuesten Bemerkungen aus der Zeitschrift *Japanforschung*, in der relevante Meinungen gesammelt sind, gewinnt man einen guten Einblick in die „Zustände und Umstände“, in das Selbstverständnis des Fachs Japanologie und vieler seiner Vertreter.

LITERATURVERZEICHNIS

- ACKERMANN, Peter (1990): Gibt es spezifisch japanische Ausdrucksformen? In: PÖRTNER, Peter (Hg.): *Japan Lesebuch II*. Tübingen: KonkursbuchVerlag, S. 19–36.
- ACKERMANN, Peter (1993): Die japanische Sprache als Weg zu Japan. Zu Problemen der interkulturellen Kommunikation. In: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 122, 29./30.5.1993, S. 67.
- ACKERMANN, Peter (1994): Notizen zur Japanologie an der Universität Erlangen-Nürnberg. In: *Japanforschung. Mitteilungen der Gesellschaft für Japanforschung* 1, S. 5–6.
- BEFU, Harumi und Josef KREINER (Hg.) (1992): *Othernesses of Japan. Historical and Cultural Influences on Japanese Studies in Ten Countries*. Monogra-

- phien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien; Nr. 1. München: iudicium.
- HIIJYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (1988): Probleme transkulturellen Verstehens (1986). In: HIIJYA-KIRSCHNEREIT, Irmela: *Das Ende der Exotik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 139–221.
- HIIJYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (1994): Japanologie *Bashing*. In: *Japanforschung. Mitteilungen der Gesellschaft für Japanforschung* 1, S. 9–11.
- KRACHT, Klaus (1990): *Japanologie an deutschsprachigen Universitäten*. Zusammengestellt von Klaus Kracht. Wiesbaden: Harrassowitz.
- KREINER, Josef (1993): The World of Japanese Studies. Personal Reflections on the State of the Field. In: *The Japan Foundation Newsletter* 21, 3, S. 7–11.
- SCHAMONI, Wolfgang (1994): Sechs Thesen zur Japanologie. In: *Japanforschung. Mitteilungen der Gesellschaft für Japanforschung* 1, S. 16–17.
- SCHNEIDER, Franz (1994): Deutsche in Japan. Divergierende Verhaltenserwartungen aus deutscher Perspektive. In: *Münchener japanischer Anzeiger. Eine Vierteljahresschrift* 2, 1994, S. 5–24.
- TSUJI, Hikaru (1987): Wieweit kann das Forschungsobjekt das Forschungs-subjekt sein? In: WIERLACHER, Alois (Hg.): *Perspektiven und Verfahren interkultureller Germanistik*. München: Gesellschaft für interkulturelle Germanistik, S. 125–140.
- TSUJI, Hikaru (1993): Von der schwierigen Kommunikation mit einem Zwischenmenschen: Deutsche Fragen und japanische Antworten: Professor Hikaru Tsuji machte in Starnberg deutlich, wie zwei Völker aneinander vorbeireden. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 39, 17.2.1993, Starnberger Beilage, Feuilleton, S. 4.